

(Nachdruck verboten.)

46]

## Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Gundermann ließ die Baronin nicht ausreden; sehr miltätig pflegte er immer zwei Löße zu nehmen, zumal wenn Damen, die er in der Gesellschaft getroffen hatte, sich die Mühe gaben, ihm dieselben zu bringen.

Aber bald mußte er um Entschuldigung bitten; ein Gehilfe brachte ihm ein Aktenbündel. Ungeheure Zahlen wurden rasch ausgetauscht.

„Zweihundsfünfzig Millionen sagen Sie? und der Kredit betrug?“

„Sechzig Millionen!“

„Nun, so bringen Sie ihn auf fünfundsiebzig Millionen!“

Er wollte zur Baronin zurückkehren, als plötzlich ein Wort, das er von der Unterredung seines Schwiegerjohnes mit einem Kommissionär auffing, ihn abrief.

„Ganz und gar nicht! Zum Kurse von 587,50, das macht zehn Sous per Aktie weniger.“

„O, Herr Gundermann,“ sagte der Kommissionär demütig, „wegen einer Differenz von dreihundvierzig Frank!“

„Wie, dreihundvierzig Frank! Das ist ja ungeheuer viel. Glauben Sie denn, ich stehle das Geld? Jedem das Seine, sonst kenne ich nichts!“

Schließlich entschloß er sich, um ungestört zu sein, die Baronin in das Wohnzimmer zu führen, wo bereits gedeckt war. Er durchschaute den Verwand der Wohlthätigkeitsverlosung, denn er war von ihrem Verhältnis zu Saccard durch seine dienstfertige Polizei unterrichtet und dachte sich wohl, daß sie aus einem ernstern Beweggrund gekommen war. Deshalb that er sich auch keinen Zwang an.

„Nun, sagen Sie jetzt, was Sie mir eigentlich zu sagen haben.“

Sie spielte aber die Erstaunte. Sie habe ihm nichts zu sagen und wolle ihm bloß für seine Güte danken.

„Also haben Sie mir nichts auszurichten?“

Er schien enttäuscht, als habe er einen Augenblick gedacht, sie sei mit einer geheimen Sendung Saccards gekommen, irgend einem neuen Einfall dieses Narren.

Da sie jetzt allein waren, blickte sie ihm mit ihrem erlogenen lästernen Lächeln an, welches die Männer so unnötigerweise aufregte.

„Nein, nein, ich habe Ihnen nichts zu sagen; da Sie aber so gütig sind, hätte ich vielmehr um etwas zu bitten.“

Sie hatte sich zu ihm herübergebeugt und streifte seine Knie mit ihren behandschuhten Händchen. Sie legte umfangende Weichte ab, erzählte ihre unglückselige Ehe mit einem Ausländer, der weder ihre Natur, noch ihre persönlichen Bedürfnisse verstanden hätte, und legte ihm dar, wie sie zum Spiel hatte greifen müssen, um von ihrer Stellung nicht herabzuweisen. Schließlich kam sie auf ihre Vereinsamung zu sprechen, auf die Notwendigkeit eines Rates und einer Führung auf diesem schrecklichen Boden der Börse, wo jeder Fehltritt so teuer zu stehen kommt.

„Aber,“ unterbrach er sie, „ich glaubte, Sie hätten schon jemand?“

„O, jemand!“ murmelte sie mit einer geringschätigen Handbewegung. „Nein, nein, das ist niemand, ich habe niemand! . . . Sie möchte ich haben, den Meister, den Gott! Und dies würde Sie wahrhaftig keine großen Anstrengungen kosten, mein Freund zu sein, mir von Zeit zu Zeit ein Wort, bloß ein Wort zu sagen. Wenn Sie wüßten, wie glücklich Sie mich machten, wie dankbar ich Ihnen wäre, o, mit Leib und Seele!“

Sie trat noch näher und umfing ihn mit ihrem lauwarmen Atem, mit dem feinen und bethörenden Duft, den ihr ganzes Sein aushauchte. Er aber blieb ganz ruhig und trat nicht einmal zurück; seine Sinne waren abgestorben, er hatte gegen keine Verführung mehr anzukämpfen. Während sie sprach, nahm der süßliche Mann, dessen Magen ruiniert war und ihn auf Milchdiät setzte, aus einer Fruchttschale auf dem Tische einzelne Traubenbeeren, die er mit maschinenmäßiger Bewegung ab; das war die einzige Ausschweifung, die er sich bisweilen in den Stunden großer Lüsternheit er-

laubte und die er oft durch tagelanges Magenleiden büßen mußte.

Er lächelte verschmilt wie ein Mann, der sich unbefiegbar weiß, als die Baronin sich im Feuer ihrer Bitte zu vergessen schien und schließlich ihr verführerisches Händchen mit den gierigen Fingern, die geschmeidig waren wie eine Schlange, ihm aufs Knie legte. Scherzhaft nahm er diese Hand und drückte sie beiseite, indem er wie für ein überflüssiges Geschenk einen stummen Dank nickte.

Ohne seine Zeit weiter zu vergeuden, ging er jetzt gerade auf das Ziel los.

„Hören Sie, Sie sind sehr liebenswürdig, ich möchte Ihnen angenehm sein . . . Schöne Freundin, an dem Tage, wo Sie mir einen guten Rat bringen, verpflichte ich mich, Ihnen ebenfalls einen solchen zu geben. Sagen Sie mir, was man drüben thut, und dann sage ich Ihnen, was ich thun werde . . . Abgemacht? Wie?“

Er war aufgestanden, sie mußte mit ihm in den großen Nebensaal zurück. Sie hatte den vorgeschlagenen Handel recht wohl verstanden, Spionieren und Verrat, aber sie gab ihm absichtlich keine Antwort und sprach wieder von ihrer Wohlthätigkeitsverlosung, während er mit seinem schadenfrohen Kopfschütteln zu sagen schien, es liege ihm eigentlich nichts an Hilfe, das logische, unabweidbare Ergebnis müßte dennoch eintreffen, nur vielleicht etwas später.

Als sie endlich wegging, wurde Gundermann in dem ungewöhnlichen Getöse dieses Kapitalienmarktes sofort von andren Geschäften gepackt, während die Börslarian vorbeizogen, seine Angestellten hin und her eilten und seine Enkelfinder munter spielten, nachdem sie unter lautem Gejubel der Puppe den Kopf abgerissen hatten. Er hatte sich an seinen schmalen Tisch niedergesetzt, vertiefte sich in das Studium eines plötzlich kommenden Gedankens und hörte nichts mehr.

Zweimal mußte die Baronin Sandorff vergeblich in die „Espérance“, um über den gethanen Schritt Zantrou Rechenschaft abzulegen. Endlich wurde sie von Dejoie hereingeführt; an diesem Tage unterhielt sich seine Tochter Nathalie mit Frau Jordan auf einer Polsterbank im Gang. Seit dem vorhergehenden Tage strömte ein stündlutariger Regen herab; diese nasse und graue Witterung gab dem Entresol des alten Gebäudes im brunnenschachtähnlichen Dunkel des Hofraums ein Gepräge drückender Schwermut. In einem kotigen Halbdunkel brannte das Gaslicht, hier wartete Marcelle auf Jordan, der auf der Jagd nach einer neuen Abschlagszahlung für Busch begriffen war, und hörte mit betrübter Miene auf das Geplapper der geschwägigen Elster Nathalie.

„Sie begreifen, Madame, Papa will nicht verkaufen . . . Es ist zwar jemand da, der ihn zum Verkaufen treibt und ihm Angst zu machen sucht. Ich will den Betreffenden nicht nennen, weil es ganz gewiß nicht seine Rolle ist, die Leute zu erschrecken . . . Ich bin's jetzt, die Papa am Verkaufen hindert. Ich werde gewiß verkaufen, wenn's noch in die Höhe geht! Da müßte man schon dumm sein, nicht wahr?“

„Gewiß!“ erwiderte Marcelle einfach.

„Sie wissen, die Aktien stehen jetzt auf zweitausendfünfhundert,“ fuhr Nathalie fort. „Ich führe die Rechnung, denn Papa kann ja kaum schreiben . . . Also besitzen wir mit unsren acht Aktien schon zwanzigtausend Frank. Das ist doch nett. Wie? . . . Zuerst wollte Papa bei achtzehntausend stehen bleiben, das stimmte mit seiner Rechnung, nämlich sechstausend Frank für meine Mitgift und zwölftausend für ihn, eine kleine Jahresrente von sechshundert Frank, die er durch die vielen Aufregungen wirklich verdient hätte . . . Aber ist das nicht ein Glück, sagen Sie, daß er nicht verkauft hat? Jetzt macht es zweitausend Frank weiter! . . . Und nun wollen wir noch mehr haben, wir wollen mindestens eine Rente von tausend Frank für ihn, und wir werden sie bekommen, Herr Saccard hat's uns schon gesagt . . . Er ist so nett, der Herr Saccard!“

Marcelle mußte unwillkürlich lachen.

„Sie heiraten also nicht mehr?“

„Doch, doch, aber erst wenn's fertig ist mit dem Steigen . . . Wir hatten es eilig, besonders Theodors Vater, wegen seines Geschäftes. Allein, was wollen Sie? Man kann doch nicht die Quelle verstopfen, wenn das Geld weiter zufließt. O, Theodor begreift dies recht wohl; denn, wenn Papa mehr Rente kriegt, so ist das ein um so größeres Kapital,

Das uns einmal zukommt. Das ist — bei Gott! — in Betracht zu ziehen! . . . Und so warten wir jetzt alle miteinander. Seit Monaten sind die sechstausend Frank da, es könnte geheiratet werden, aber man will lieber warten, bis sie Junge kriegen . . . Lesen Sie denn nicht die Zeitungsartikel über die Aktien?“

Ohne die Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Ich lese sie allabendlich, Papa bringt mir die Zeitungen mit. Er hat sie schon gelesen, aber ich muß sie nochmals vorlesen . . . Man wird nie müde, so herrlich ist alles, was sie versprechen . . . Wenn ich zu Bette gehe, habe ich den Kopf voll und träume nachts davon. Papa sagt mir auch, daß er allerlei Dinge von sehr guter Vorbedeutung mit ansieht. Vorgestern haben wir zum Beispiel den gleichen Traum gehabt, wir lasen auf der Straße Hunderttausende schaufelweise auf; das war sehr unterhaltend!“

Von neuem unterbrach sie sich, um zu fragen:

„Wie viel Aktien haben Sie denn?“

„Wir? Keine einzige!“ versetzte Marcelle.

Das blonde Gesichtchen Nathaliens mit den flatternden hellen Lösschen nahm einen Ausdruck endlosen Mitleids an. O die armen Leute, die keine Aktien hatten! Ihr Vater rief sie herein und beauftragte sie, im Vorbeigehen bei einem Redakteur ein Bündel Korrekturfahnen abzugeben, wenn sie nach Batignolles wieder hinaufging. Dann ging sie mit ihrer späßhaften Wichtigkeit einer Kapitalistin ab, die jetzt fast alltäglich ins Zeitungsbureau kam, um den Börsenkurs früher zu kennen.

Sobald sich Marcelle wieder allein auf der Bank im Wartezimmer sah, verfiel sie, die sonst so fröhliche und mutige Marcelle, von neuem in träumerische Schwermut. O Gott, welch düsteres und trauriges Wetter! Und bei diesem schlutähnlichen Regen mußte ihr armes Männchen die Straßen abstreifen! Und wie groß war seine Verachtung des Geldes, wie groß sein Unbehagen beim bloßen Gedanken, sich mit Geldsachen abgeben zu müssen. Welche Ueberwindung kostete es ihn, selbst von Leuten Geld zu fordern, die ihm etwas schuldig waren. Wiederum überdachte sie traumversunken den heutigen Tag seit ihrem Erwachen, diesen schlimmen Tag, während hier ringsum die fieberhafte Arbeit der Drucklegung begann, das Hinundherrennen der Redakteure, das Hinundherjenden des druckfertigen Manuskripts inmitten der Klingelzeichen und des Aufundzuklappens der Thüren.

Der Tag hatte nämlich damit angefangen, daß bereits um neun Uhr, als sich Jordan wegen eines über einen Unfall zu liefernden Berichtes gerade von Hause entfernt hatte, seine Frau Marcelle, die sich eben zu waschen und anzulegen begonnen hatte, zu ihrem höchsten Erstaunen plötzlich Busch in Gesellschaft zweier sehr unreinlicher Herren in ihre Wohnung eindringen sah; vielleicht waren es Gerichtsvollzieher, vielleicht auch Banditen, — sie hatte es nicht recht herausgefunden. Dieser abscheuliche Busch machte sich gleich den Umstand zu nutze, daß er nur die Frau zu Hause vorfand, und erklärte, jetzt würde alles gepfändet, wenn sie ihn nicht sofort bezahlte. Vergeblich sträubte sie sich, indem sie von keiner der gefeglichen Förmlichkeiten Kenntnis erhalten hätte. Er behauptete aber die Vollstreckbarkeit des Urteils und kündete das sofortige Anlegen der Siegel mit solcher Entschiedenheit an, daß sie vor Entsetzen verstummte und schließlich im Glauben war, derlei Dinge seien auch möglich, ohne daß man vorher etwas davon erfuhr. Dennoch streckte sie die Waffen nicht, sondern erklärte bestimmt, ihr Mann werde nicht einmal zum Essen nach Hause kommen, und sie werde nicht dulden, daß vor seiner Rückkehr etwas angetastet würde. Hierauf hatte sich zwischen den drei verdächtigen Gesellen und dieser halb angekleideten jungen Frau mit den flatternden Haaren ein höchst peinlicher Auftritt entsponnen. Die Männer nahmen schon die einzelnen Gegenstände auf, während sie die Schränke abschloß und sich gegen die Thüre stellte, als wollte sie verhindern, daß etwas hinausgetragen würde. Ihre armselige kleine Wohnung, auf die sie so stolz war, ihre paar Möbel, die sie spiegelblank putzte, die Draperien aus türkischem Rattun, welche sie selbst angenagelt hatte! Mit kriegerischer Tapferkeit rief sie laut, zuerst mühte man über ihren Leib hinwegschreiten, dann schalt sie Busch nach Herzenslust einen Salsabschneider und einen Gauner, jawohl, einen Gauner, der sich nicht entblödete, siebenhundert- und dreißig Frank fünfzehn Centimes — die neuen Unkosten ungeredet — für eine Forderung von dreihundert Frank zu beanspruchen, die er in einem Haufen alter Lumpen und alten Eisens für hundert Sous erworben hätte! Und dabei hatten sie in Ratenzahlungen schon vierhundert Frank ab-

getragen, und jetzt wollte dieser Spitzbube ihr Mobiliar für die dreihundert und so und so viel Frank mitnehmen, die er ihnen noch zu stehlen gedachte! Er wußte ja recht gut, daß sie ehrlich seien und augenblicklich bezahlt hätten, wenn sie die Summe befäßen, und jetzt bemühte er ihr Alleinsein, ihre Unfähigkeit zu antworten und ihre Unkenntnis vom Prozeßverfahren, um sie in Schrecken zu jagen und zum Weinen zu bringen. „Schurke! Gauner! Gauner!“

Wütend schrie Busch noch lauter und klopfte sich heftig auf die Brust. Sei er nicht ein ehrlicher Mann, habe er nicht die Forderung mit gutem Gelde bezahlt? Mit dem Gesetz sei er im reinen und wolle jetzt zu einem Ende kommen.

Als hierauf einer jener schmutzigen Herren die Schubladen öffnete, um das Werkzeug herborzufuchen, hatte sie mit so fürchtbarer Entschlossenheit gedroht, das ganze Haus und die Straße in Aufruhr zu bringen, so daß der Jude etwas zahmer geworden war. Schließlich hatte er nach weiterem halbständigen Hinundherhandeln eingewilligt, bis zum nächsten Tage zu warten und wütend geschworen, alles wegzunehmen, falls man ihm nicht Wort hielt!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Sitten und Sagen im Spreewald.

Seit ihrem Auftreten in der Geschichte haben die Germanen fortgesetzt fremde Volkselemente in sich aufgenommen. In den ersten Jahrhunderten handelte es sich fast ausschließlich um Teile festlicher Völkerschaften; seit etwa dem Jahre 1000 unrer Zeitrechnung waren es vorwiegend Stämme slavischen Bluts. Heute noch ist dieser Prozeß an unsern Ostgrenzen nicht zum Stillstand gekommen, wenngleich er gegenwärtig zum guten Teil infolge des unklugen Vorgehens unrer preussischen Junker zu Ungunsten des deutschen Elements un-  
zuzuschlagen im Begriff steht. Von welch gewaltiger Bedeutung jedoch die Kolonisation im Osten während der früheren Jahrhunderte für das deutsche Territorium gewesen, geht schon aus der bloßen Thatsache hervor, daß die Gebiete von Ost-Holstein, Pommern, West- und Ostpreußen, Brandenburg, die Lausitz, Meißen und Schlesien bis hinab nach Oestreich, soweit das heutige Deutschland in Frage steht, also das gesamte Land zwischen Elbe und Oder, der Germanisation zugeführt worden sind. In der Mark Brandenburg sind es die Askanen, die am meisten zur Besiedelung derselben mit Bauern niederländischer Schläges beigetragen haben. Ganz im Gegensatz zu der Art und Weise, nach der Heinrich der Löwe und die Deutschordensritter in Pommern und Preußen verfahren, wo die wendische Bevölkerung mit Feuer und Schwert ausgerottet und vernichtet ward, schlugen sie den Weg durchweg friedlicher Eroberung ein. Das Resultat ihrer Bemühungen war denn auch, daß gerade hier zuerst das Wendentum seine Bedeutung einbüßte und mit dem deutschen Element verächtelte, wobei sich freilich an einzelnen bis in das vorige Jahrhundert schwer zugänglichen Stellen, ganz so wie in der Bautzener Gegend, Reste der früheren Bevölkerung erhalten haben. Heute noch ist die Wendin des Spreewaldes in ihrer bunten Tracht eine jedem Bewohner der Reichshauptstadt wohl-  
bekannte Erscheinung und der Spreewald selber in den Sommermonaten das Ziel vieler Besucher von nah und fern, wobei nicht nur der romantische Charakter des meilenweiten Forstes, sondern gewiß auch die mancherlei Eigentümlichkeiten seiner wendischen Bewohner ihre Anziehungskraft ausüben.

Ueber die wendischen Bräuche und Sagen im Spreewald berichtet ein im Jahre 1879 erschienenes Werk, auf das wir in der folgenden Darstellung wiederholt zurückgreifen, da sein Verfasser W. v. Schulenburg durch langjährigen Umgang mit dem wendischen Wesen des Spreewaldes auf das innigste vertraut war. Auch hier finden wir auf die sonst bekannte Thatsache häufig Bezug genommen, daß in den Gründen des Spreewaldes sich die wendische Sprache bis in die Gegenwart hinein erhalten hat. Ueberhaupt ist ja in der Mark das Wendische länger als in andern Teilen der Elb- und Oderniederung in Geltung geblieben. So wurde noch im Gebiete von Veeslow = Storkow im 17. und an den Grenzen der Altmark noch bis tief in das 18. Jahrhundert hinein wendisch gepredigt. Freilich ist das heutige Wendisch dem Deutschen durchaus assimilirt. Die moderne Forschung hat festgestellt, daß die wendische Sprache, wie sie in verschiedenen Mundarten noch in der Lausitz gesprochen wird — und im Spreewald wird es nicht anders sein — von Grund aus germanisirt ist, nicht nur weil sie eine große Anzahl deutscher Worte aufgenommen hat, sondern vor allem, weil die ganze Syntax durchaus germanisch geworden ist. „Diese Sprache ist nichts als Deutsch mit slavischen Worten.“

Die Erinnerung an den tiefen Gegensatz, der einst innerhalb der wendischen Stämme zwischen Adel und Volk bestand, ist heute noch im Spreewalde lebendig und hat sich in einer Volkserzählung erhalten, die an den Mittelpunkt des Spreewaldes, das reizvoll gelegene Städtchen Burg und den ihm benachbarten Schloßberg, anknüpft. Hier hauste der wendische „König“, den niemand

zu bezwingen vermochte, der zauberhaftig durch die Lüfte ritt und das umliegende Land mit Raub und Frevelthaten erfüllte, bis das Strafgericht über ihn hereinbrach und seine Burg im Moor verjaht. Es handelt sich hier ursprünglich offenbar um einen wendischen Häuptling, deren erbliche Würde vermutlich auf dem Grundbesitz, der ja durchaus in den Händen des Adels lag, beruhte. Diese Dynastien herrschten von Zwillingburg herab, auf denen sie mit bewaffneten Dienern saßen, während das Gros der Landbevölkerung von ihnen abhängig und zum guten Teil selbst ihre Sklaven war. Dazu kam, daß zumal in der Zeit der deutschen Eroberung und Kolonisation die Häuptlinge häufig genug sich auf der Seite der Fremden schlugen, um Land und Besitz zu retten, den die wendischen Göttern abtrünnig wurden und den Eroberern selbst ihr Vermächtnis wie z. B. der Wendensfürst Pribislav zu Brand

Eine interessante Seite bietet das Leben der Spreewald-Bewohner, wie wir es oben erwähnten Buche, allerdings nur sehr knapp, ge- rade aus der arischen Heimat mit. In der Mark mit ihren sumpfigen Moor- und Wasserflächen trat naturgemäß der Fischfang in den Vordergrund, wiewohl man in den fruchtbaren und trockenen Landesteilen vorwiegend beim Ackerbau blieb. Der leichte Sandboden der Mark machte den bereits den Vorfahren bekannten Pflug überflüssig; an seine Stelle traten die Hacke und vor allem der Spaten. Das Getreide, Gerste und Hülsenfrüchte, Roggen, Weizen, Hanf und Flachs pflegte man mit der Sichel zu schneiden. Das Handwerk, überwiegend Hausindustrie, stand auf ziemlich hoher Stufe; man verfertigte Messer, Aexte, Sägen, Waffen, Töpfe und vor allem Boote. Teilweise baute man sich in der unmittelbaren Nähe des Wassers an, teilweise auf höher gelegenen Orten in Dörfern und Städten. Halten wir daneben die Schilderung, wie sich unserm Gewährsmann im Lauf des Jahres das wendische Leben darstellt: Wenn der Frühling des Winters Kraft gebrochen, dann eilt alles hinaus auf die Acker, der Spaten tritt in sein wendisches Recht, hant leuchten in roten Gewändern und weißen Tüchern weithin über die Felder Frauen und Mädchen. Dem geschmückt und in bunter Tracht zieht auch die Wendin wieder zur Arbeit nach den düstern Wintertagen. Flachs und Weizen werden gewiehet, und in langen Reihen rutschen die Wieterrinnen über die Acker. Immer länger werden die Tage, und die Heuernte naht. Fröhlich und gepyht eilt alles in die Röhne, und vor lauter Sommerlust sprengen sich die Insassen mit glänzendem Wasser. Johanni-Mann war da, die Tage werden kürzer und die Getreide-Ernte naht. Wie in uralten Zeiten sichelt die Wendin das Korn, sauber legen sie Garbe an Garbe und rufen bei der letzten ihr fröhliches Klot. Aber der Sommer ist rasch dahin. Schnell werden die Kartoffeln aus dem Schoß der Erde entnommen, man setzt eine Ehre darein, vor der Umgegend fertig zu sein. Keine größere Sonne als die dampfende Frucht, und „Semyal dir leb' ich, Semyal dir sterb' ich“, ruft in herzlicher Freude der Wende, wenn vor ihm die volle Schüssel steht. Kähler werden die Abende, der „graue Mann“ deckt seinen Mantel über die Erde und winterlich zieht sich alles in die Häuser zurück. Verlangt der Sommer eine raschere Arbeit, so gestattet der Winter doch einige Erholung. Die Spinnen treten in ihr Recht; wenn draußen weißer Schnee die Gefilde deckt, so herrscht fröhliches Treiben bei der Jugend, und während die Frauen spinnen, arbeiten die Männer kunstvoll in Holz und fertigen Gerät für den Sommer. Fastnacht kommt heran, der Schimmelreiter, der Erbsstrohbar, Dohje und Storch hielten den Umzug und noch einmal vereinigt der Fiedel Klang das junge Volk zum Tanz. Dann beginnt die Leidenszeit, kein Spiel, kein Tanz, in Trauergewändern gehen Frauen und Mädchen, bis mit Ostern der Frühling von neuem seinen Einzug hält.

Lassen wir die letzte christliche Verbrämung fort, so bildet diese Schilderung ein charakteristisches Relief zu dem Leben, wie es sich in der Vorzeit abspielte und dessen Grundlinien, von den gleichen wirtschaftlichen Vorgängen ausgehend, noch klar zu erkennen sind. Jedoch in höherem Maße noch wie das äußere weist das innere Leben der Spreewald-Bewohner alte Züge und Erinnerungen auf. Wissen wir auch von den religiösen Vorstellungen der früheren Wenden wenig, so ist doch gewiß, daß zwischen ihnen und den germanischen Stämmen seit je ein bedeutungsvoller Austausch religiöser Ideen stattgefunden hat. So berichtet der normannische Geschichtsschreiber Ordericus Vitalis, daß die Luitigen die germanischen Hauptgottheiten Wodan, Thor und Frigga verehrten und auch die Elbslaven beteten vor ihrer Christianisierung zwar nicht zu Christus, wohl aber zu seinen Heiligen, deren einer, der westfälische Sankt Veit, bei ihnen zu dem mächtigen Gözen Swantowit wurde, dessen Andenken noch heute im Volksmunde nicht erloschen ist. Auch Jacob Grimm findet in einer Anzahl sächsischer Mythen durchaus slawische Vorstellungen wieder und vielsach, wie z. B. bei den Wasserfagen, liegt die Verwandtschaft so unzweifelhaft nahe, daß wir uns jede Erläuterung derselben versagen können. Dabei tragen die wendischen Sagen, wie sie noch jetzt im Munde der Spreewälder lebendig sind, ganz ihren heidnischen Typus zur Schau.

Schon die Stunde der Geburt knüpft an die Zeichendeutung, an den uralten arischen Gedanken von der Macht der Gestirne an. Seit

alten Zeiten pflegt nämlich die Behemutter, wenn ein Kind in der Nacht geboren werden soll, nach bestimmten Sternen zu sehen; je nachdem diese in der Stunde der Geburt untergegangen sind oder noch am Himmel glänzen, wird das Leben des jungen Erdenbürgers von Glück begünstigt sein oder nicht. Als die unglücklichste Geburtsstunde gilt die Mittagstunde, in der ganz im Gegensatz zur germanischen Volksanschauung die Geister und Gespenster umgehen sollen. Das eheliche Zusammenleben der Gatten wird durch zwei Schlangen symbolisiert, die in jedem Hause unter dem Dache wohnend gedacht werden und Träger des häuslichen Glückes sind, gleichfalls eine eigenartige Interpretation der altarischen Schlangensage. Wie im deutschen spielen auch im wendischen Volksglauben die Kobolde eine bedeutende Rolle. So stellt der Wende sich die Irrlichter, die Bude, als Zwerge vor, denen das Licht aus der Brust scheint. Dem Menschen feindlich wie die Irrlichter sind auch die Wichare, die Wirbelwinde, die als Träger von Krankheiten wie als Regenbringer betrachtet werden. Eine mehr schadenfrohe Gestalt ist der „Nüg“, der insbesondere den Schiffer belästigt, indem er in den schiff- und algenreichen Sümpfen nach seinem Auder hascht oder sich an das Hinterteil des Schiffes hängt, um daselbe zum Stehen zu bringen. Am gefährlichsten sind die Wasserjungfrauen, die in der Mittagstunde in Menschengestalt erscheinen, um am Ufer zu singen und Unglück vorherzutünden. In einzelnen Stellen sitzen sie und kämmen ihr Haar, wobei sie keinen Fischer vorbeilassen, sondern jeden mit sich „ins Wasser nehmen“. Eine große Rolle unter der Bevölkerung des Spreewaldes spielt, wie das nach dem Gesagten leicht verständlich ist, natürlich auch der Hexenglaube. Erwähnt sei die eigenartige Mürawa, die Nachthege, die man sich als den Geist eines übelwollenden Menschen vorstellt und die die Fähigkeit besitzt, die Gestalt der allersüßheinsten Gegenstände anzunehmen; gelingt es den bezüglichen Gegenstand zu erschaffen und sperrt man ihn 24 Stunden ein, so muß derjenige sterben, dessen Geist die Mürawa ist. Daß im Spreewald auch die Bodangestalt, der wilde Jäger, in dessen Troß Hunde und Gefährten ohne Kopf daherjagen, zu Hause ist ebenso wie der tote Reiter, der seine trauernde Liebste nächtlicherweile zum Friebshof holt, ein Motiv, das bekanntlich Bürgers herrlichem Gedicht „Leonore“ zu Grunde liegt, mag nur beiläufig erwähnt sein.

Zum Schluß sei noch auf die sogenannten Kiege, ein Name, der sich im Spreewald wie überhaupt in der Mark Brandenburg häufig findet, kurz Bezug genommen. Das Wort stammt von dem altslawischen Wort hyza = Haus und bezeichnet also zunächst eine einzelne Ansiedelung, wird jedoch durchweg im Sinne des lateinischen vicus = Dorf und Weiler genommen. Im allgemeinen sind darunter wendische Fischerdörfer zu verstehen, die, Städten oder herrschaftlichen Burgen zugehörig, verpflichtet waren, den Stadtmarkt bezw. die Burgherrschaft mit Fischen zu versorgen, daher denn um manche Städte, wie z. B. Brandenburg, früher ein ganzer Kreis solcher Kiege lag. Die einzelnen Kiegfischer gehörten zu einem bestimmten, ihnen von der Herrschaft angewiesenen Wasserbezirk. Ihre Zahl war allenthalben fest begrenzt; so gab es zu Weeskow ihrer 26, ebenso viele zu Köpenick, zu Potsdam 22. Das Gewerbe „vererbte“ und unterlag daher weitgehenden Beschränkungen, wie, daß aus keinem „Erbe“ mehr als einer mit Einschluß seiner Kinder fischen durfte. Die heutige Volkssprache der Mark erinnert sich bei jenem Worte freilich nicht mehr des alten Gewerbes, sondern nur noch dessen elender Behausungen. —

Dr. G. Laufenberg.

## Kleines feuilleton.

Zogert. (Nachdruck verboten.) Nachdem er sich ein Jahr hindurch geweigert hatte, gab er schließlich nach. „Aber ich sag' Dir's, Kind, nur Dir zuliebe, weil Du's willst... nicht wegen des dummen Vertrauens der Leute. Das ist mir höchst gleichgültig...“

So waren sie denn heute einander nach Brauch und Sitte angetraut worden, und er saß nun da als regelrechter Ehemann in ihrer kleinen Wohnung, weit draußen in der Fabrikvorstadt. Vor ihm auf dem Tische lag ein Blatt Papier, auf welchem er nervös herumtrippelte: Die Züge des Priesters, der sie vor einer Stunde populiert hatte, suchte er festzuhalten und schrieb in verschönderten Buchstaben „Zogert!“ und blinzelte hinüber. Wo sie — im enganschließenden grauen Hochzeitskleide noch — bei ihrem Nähtische am Fenster stand, in der Hand eine Lodenjoppe haltend.

„Die Vermüte, es hat sie doch sehr hergenommen,“ dachte er gerührt. „Na ja, tagsüber für fremde Leute nähen und dann bis in den Morgen hinein an der eignen Ausstattung herumtschneiden...“

Er stand auf und trat auf sie zu. Da hätte er sie also wieder einmal ertappt! Anstatt den Knopf anzunähen, blickte sie, die Augen in Thränen, verträumt über die im Herztwinde nidenden Köpfe ihrer geliebten Fußstapfen auf den Fabrikschornstein von gegenüber. „Aber Kind, wer wird denn weinen...“ sagte er wohlwollend und säßlos sie in seine Arme. „Aber Kinderl, aber Schatzl, so beruhig' Dich doch... Schau, es ist ja nicht besonders lustig, wenn man bei so einem Anlaß niemand um sich hat. Aber dafür hab' ich Dich so gern, Zogert!... Und das ist ja die Hauptsache, mit wahr? Also: 's Köpfeel hoch! So... und hübsig freundlich jetzt... wie beim Photographen! So ist's recht, sehr gut. Bussert! So. Und brav sein Du...“

Nun bläute sie ihm schon mit selbigem Rächeln in die Augen, lange und zärtlich, bis er sich mit einem Ruck loslöste. „Schon halb viel! Da heißt es sich tummeln. Bedenk doch Schatz! Unsere Hochzeitsreise! Weißt Du überhaupt, was das heißt, eine Hochzeitsreise?“ — Ein wunderbar klarer Septemberrnachtsmorgen war es, als sie ihre Hochzeitsreise nach dem an das Arbeiterviertel anschließenden Dorfe unternahm.

Rüstig schritten sie aus. An langgestreckten, einförmigen Werkstätten vorüber, durch deren klirrende Fenster das Surren und Brummen der Mäder drang.

Auf den von der Herbstsonne nur schwach überwärnten Gassen spielten einige blasse Kinder im Staube ... sonst war niemand zu sehen ... Sie hatten bald das Dorf erreicht. Im schläfrig daliegenden Gärtchen des Gemeindefriedhofes, auf dessen Bänken und Tischen das Hühnervolk stolzerte, nahmen sie einen kleinen Imbiß, wobei sie viel über das verzugte Gesicht des Wirtes lachen mußten, der an einem Wochentage keine Gäste erwartet hatte.

Dann ging's quer über die Aeder nach dem kleinen Gehölz, das, inmitten der Stoppelfelder, ein ruhig sanftes Auge, von der Höhe auf das Dörflein niederschaute. Mit leisem Frösteln traten sie von den sonnenbeschienenen, von Altheibersommer überanzten Feldern in die Kirchentümpel des Waldes, den bereits der Herbst mit seinem Flammenkusse überhaucht hatte ...

Er konnte ihr heute gar nicht nachkommen, so sink war sie immer vor ihm her. Wie ein hurtiges Eichhörnchen sammelten sie und spähten nach Haselnüssen und bewarfen sich mit raschelndem Herbstlaub und haschten einander und tanzten und sangen und jodelten und piffen und lüfteten sich ... wie zwei recht ausgelassene, recht glückliche Kinder. Sie waren ja heute so glücklich wie in den ersten Zeiten ihrer Liebe ... Wie nett sie nur ausfah sein Zogel in der moosgrünen Lobenjoppe. Wie frisch ihre Wangen waren. Und dann die roten Vogelkirschen als Ohrgehänge — einer ihrer herzigen Einfälle. Und mit seinem Jubel im Herzen nahm er sie bei den Händen und sang es hinaus in den Wald:

„Klingelringelrosentrang, ich tanz' mit meiner Frau. Hör' ihr's, meine Herrschaften? Ich tanz' mit meiner Frau Zogel!“

Frau Zogel? Frau? Das klang nicht ... Ach was, für ihn blieb sie auch jetzt noch das einfache Zogel.

„Du Zogel ...“  
„Schau, willst Du mich denn nie anders nennen ... jetzt, da wir doch ... warum nennst Du mich überhaupt so. Du?“

„Ja, das weiß ich selbst nicht, Zogel; darüber hab' ich nie nachgedacht; dieser Mund, dieses Majerl, diese Ohrläppchen, das wipert mir alles zu: „Zogel“, „Zogel“, „Zogel“ ... Ich könnte Dich gar nicht anders nennen. „Zi — Zag — Zogel“ aber, das ist nun einmal meine Erfindung, auf die bild' ich mir was ein. Weißt Du noch: Gleich am ersten Tage unsrer Bekanntschaft war es, weißt Du noch ...“

Er zieht sie zu sich nieder. Hand in Hand sitzen sie am Rande des Waldes und sprechen von der Vergangenheit, von vielen düsteren und einigen seligen Tagen ... von dem, was nun werden soll ... indes über ihnen das sahle Blättermeer trogt und rauscht ...

Wenn er nur so dachte: Wo wäre er heute ohne ihre schlichte Güte, ohne ihr einfache Klugheit. — Als alles über ihn lachte, da hatte sie an ihn geglaubt. Als er klein und demütig einlenken mußte, als er alles, was ihn jahrelang irregeführt, mit einem Male von sich geschleudert hatte: wie war sie ihm damals beigegeben, in der schwersten Zeit seines Lebens, wie hatte sie ihn gestützt und ermutigt! Alles war sie ihm geworden, dieses schlichte, liebe Mädchen ...

Sie plaudern lange und merlen gar nicht, wie die Abendnebel über den Feldern aufsteigen und es langsam dunkelt.

Im Dorfe unten versinken sie noch ihr ganzes Kleingeld unter die Kinder —

Von der herben Luft schlaftrunken, müde wie ein kleines Kind, hängt sie ihm am Arme, wie sie durch die Felder im Abendfrieden nach Hause wandern.

Sie kommen spät heim. Aber noch lange schauen sie zusammen nach dem sternenglitzernden Nachthimmel, Herz an Herz im dunklen Zimmer, in dem die Hochzeitsblumen duften und duften.

Er fühlt, wie sie zittert und ihr Herz schlägt. Er möchte ihr etwas Besonderes, Leuchtendes sagen — und er kann nicht. Weit liegt die Welt hinter ihm. Er fühlt, daß er in diesen vier Wänden den Frieden gefunden hat. —

Bebuftam löst er ihr die schweren Flechten. Dann nimmt sie seinen Kopf in den Schoß und fährt ihm liebtosend über Haar und Wangen. —

Eugen Schick.

**Aus dem Tierleben.**

ie. Die Stimme des Totenkopfs. Im Gegensatz zu andern Insekten geben die Schmetterlinge gewöhnlich keinerlei Geräusche von sich, wenigstens nicht solche, die dem menschlichen Ohr vernehmbar wären. Freilich haben wir nicht das Recht zu bestreiten, daß sie trotzdem Töne zu erzeugen vermögen, die vielleicht nur für unser Ohr zu hoch sind. Eine Ausnahme macht jedenfalls der bekannte Totenkopf (*Acherontia atropos*), der einen pfeifenden, schrillen Ton hervorbringt, sobald er gereizt wird. Die Naturforscher haben sich vom alten Reamur an vielfach den Kopf darüber zerbrochen, wie der Schmetterling dies Geräusch verursacht. Früher nahm man an, daß es aus einer Reibung des Rüssels am Vorderkörper zu stande kommt. Wagner führte es auf das Ein- und Aus-

stoßen der Luft aus einer großen Saugblase zurück, die vor dem sogenannten Magen am Ende der Speiseröhre mündet und den ganzen vorderen Teil des Hinterleibes ausfüllt. Einige Beobachter haben die Reibung der Luft an andern Furchen und Hohlräumen des Körpers für die fraglichen Töne verantwortlich gemacht. Jetzt hat Dr. Cabelli in den „Verhandlungen der Zoologischen Botanischen Gesellschaft“ in Wien neue Mitteilungen über die Stimme des Totenkopfs veröffentlicht. Durch Versuche hat er festgestellt, daß die Besetzung des Rüssels das Tier der Stimme beraubt, woraus sich ergibt, daß der Rüssel jedenfalls eine Rolle bei ihrem Zustandekommen spielt. Cabelli meint, daß der Ton durch Aneinanderreiben der beiden Halbrinnen des Rüssels erzeugt wird. Dies Ergebnis widerspricht jedoch den Beobachtungen anderer Forscher, nach denen der Schmetterling auch dann einen Ton von sich geben kann, wenn der Rüssel ganz ausgebreitet ist und beide Halbrinnen voneinander getrennt sind. Gegen die Behauptung von Dr. Cabelli, daß auch Versuche, bei denen die beiden Rüsselhälfen geschlossen wurden, Glaubhafter erscheint die Vermutung, daß die Ursache des Tones in einer Luftkammer am Anfang des Rüssels zu suchen sei, in der sich auch eine Art von Stimmbändern befindet. Die Amputation des Rüssels bedeutet schon an sich einen grausamen Eingriff für den Schmetterling, und Dr. Cabelli hat sie vielleicht so gründlich vorgenommen, daß auch diese Luftkammer noch mit zerstört oder doch mit Wulfflüssigkeit dicht verschlossen wurde. Zudem hatten schon andre Zoologen eine Untersuchung durch vollständige Entfernung des Rüssels vorgenommen, ohne daß der Schmetterling im Gebrauch seiner Stimmittel beeinträchtigt wurde. Danach muß die Angelegenheit zum mindesten noch als zweifelhaft bezeichnet werden. —

**Astronomisches.**

— Der Planet Merkur. Man schreibt der „Frankfurter Zeitung“: Von Anfang Mai ab kommt der so selten sichtbare Planet Merkur in bequeme Stellung an den Abendhimmel und ist zudem wegen seiner Nähe bei der Sterngruppe der Plejaden leicht aufzufinden. Diesen bekannten Sternhaufen, der dem unbewaffneten Auge 6 Sterne 3.—4. Größe zeigt, findet man rechts unter der römischen V der Spadengruppe, mit dem rötlichen Aldebaran am linken Schenkel, abends hoch im Westen stehen. Dicht links vor den Plejaden steht die alles überstrahlende Venus; von unten aber kommt, aus dem Strahlentrenz der untergegangenen Sonne hervor, ein silberweißer Stern 1.—2. Größe heran, und dies eben ist Merkur. Am 1. Mai schon ist er den Plejaden bis auf drei Vollmondsbreiten nahegekommen und er geht dann dicht links an ihnen vorbei. Seine Bewegung von Abend zu Abend ist sehr groß, über drei Vollmondsbreiten, und so sieht er bald oberhalb der die Plejaden und Spaden verbindenden Linie und geht geradewegs auf den darüberstehenden Stern zweiter Größe Beta im Stier los; er erreicht diesen jedoch nicht, sondern auf halbem Wege wird seine Bewegung nach links oben immer langsamer, dann steht sie still und kehrt zur Sonne zurück. Letzteres geschieht am 22. Mai. Bald darauf verschwindet dann Merkur in den Sonnenstrahlen. Im ganzen aber ist er doch vier Wochen gut sichtbar, eine ungewöhnlich lange Zeit für diesen seltenen Gast. Anfang Mai geht er um 9 1/4 Uhr, am 10. Mai um 9 3/4, am 20. Mai um 9 1/2 Uhr unter; Venus, der er nahesteht, erreicht er nicht, denn diese bewegt sich mit anfangs kaum geringerer, später viel größerer Geschwindigkeit in gleicher Richtung in das Sternbild der Zwillinge hinein. —

**Humoristisches.**

— Sein Ideal. Gerichtsvollzieher (der eine Möbelansstellung besucht): „Herrgott, da müßte 's Pfänden eine Freude sein!“ —

— Einwand. Herr Meier aus Schroda ist im Januar zum Einkauf in Berlin und kauft bei der Firma Gebrüder Hoffmann einen Posten Damen-Kleiderstoffe.

„Aber, Herr Meier,“ sagt man ihm, als man soweit handels-einig war, „unser längstes Ziel ist 30 Tage!“

„Gut!“ entgegnet da Herr Meier, indem er sich bedenklich hinterm Ohr kratzt, „bei die kurzen Täg'?“ —

(„Luftige Blätter.“)

**Notizen.**

— Maxim Gorlis „Nachtahl“ ist in Petersburg, wo das Stück durch das Ensemble des Moskauer künstlerischen Theaters aufgeführt wurde, von Presse und Publikum abgelehnt worden. —

— Eine neue Oper „Leonore“, Musik von Kramm, Text von Wilhelm Ranke, fand bei der Erstaufführung im Düsseldorf-er Stadttheater eine freundliche Aufnahme. —

— Reproduktionen nach Gemälden und Zeichnungen von Leonardo da Vinci sind gegenwärtig bei Keller u. Meiner ausgestellt. —

— Dem Germanischen Museum zu Nürnberg sind für das geplante medico-historische Kabinett 500 Mark vom preussischen Kultusministerium überwiesen worden. —

— Eine italienische Truppe wollte kürzlich in Konstantinopel Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ aufzuführen. Der dortige Großrabbiner erhob Einspruch gegen die Aufführung und — der Censor verbot das Stück. —